

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Bius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohllättern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K - 2 Mk. - 8 Franken



Gemeinschaftliche Missionskommunionen.

Eine Anregung von einem Pfarrer.

Das graufige Kriegsunwetter hat so manchen Ahrenfelder blühenden Christentums in den Missionsgebieten vernichtet und die opferfrohe Tätigkeit in den Missionsvereinen vielfach gehemmt und gestört. Aber die Missionen haben den Kampf gegen die zerstörenden Elemente und Einflüsse mutig aufgenommen, und die Vereine suchen mit zäher Ausdauer ihre Betätigung und Entfaltung zu sichern. Freilich sind die Hemmnisse und Schwierigkeiten nicht gering. Doch sie können uns nicht entmutigen. Nur eindringlicher rufen sie uns das Apostelwort in die Erinnerung: „Gott aber gibt das Gedeihen“ (1. Kor. 3, 7). Das Missionswerk ein Werk der Gnade und darum vorzüglich ein Werk des Gebets.

Wir müssen beharrlich bleiben im Gebete; wir müssen noch mehr beten, noch vertrauensinniger, damit der Segen von oben den Arbeiten für die Missionen und den Anstrengungen in den Missionen reicher und reicher zufließt.

Innig und vertrauensvoll vor allem beten wir beim Empfang der hl. Kommunion; in jener Gnadenstunde, in der wir in einem besonderen Anliegen Christus den Herrn dem himmlischen Vater opfern; in jener Segensstunde, in der seines Herzens Flehen erbarmungsreich mit den Bitten unseres Herzens sich vereinigt. Darum also

Missionskommunion!

Nun hat der Herr versprochen, daß er unter denen weilen werde, die sich in seinem Namen versammeln. Welche Bedeutung gewinnt dieses Wort, wenn so viele, wenn Tausende und Tausende sich vereinigen, um in derselben Meinung die hl. Kommunion zu empfangen! Und wie wird die Andacht beim Kommunizieren gefördert und die Begeisterung für das hl. Werk gemehrt durch den großen Gedanken: Jetzt sind so viele, viele in der Nähe und in weiter Ferne mit Dir ver-

eint im Bitten und Flehen für das Höchste und Erhabenste! Darum also

gemeinschaftliche Missionskommunion!

Aber nicht einmal nur und gelegentlich. St. Paulus ermahnt: „Lasset uns Gutes tun und nicht ermüden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht ermüden“ (Gal. 6, 9). Darum also

regelmäßig wiederkehrende gemeinschaftliche Missionskommunionen!

Wann sollen sie stattfinden? An den Quatembertagen üben sich die Gläubigen nach dem Wunsche der Kirche im Werke der Buße und Gottseligkeit, damit der Herr seiner Kirche würdige Priester und treue Hirten schenke. Ganz leicht kommt also an diesen Tagen auch die Erinnerung an die Missionäre und die Missionen. So lautet nun meine Bitte: An den Sonntagen nach den Quatembertagen mögen überall gemeinschaftliche Missionskommunionen stattfinden.

Ich unterbreite diese Bitte allen Missionsvereinigungen, dem Dritten Orden und seinen Direktoren, den Eltern und Katechetinnen, den Pfarrern und Vorstehern der Seelsorgebezirke.

Werden auf diese Weise gemeinschaftliche Missionskommunionen zu einer ständigen Einrichtung, dann werden sie sicherlich zu einer gar reichen Segensquelle für den Missionsgedanken mit seiner einzigartigen Erhabenheit und weltumspannenden Katholizität, für die Heidenwelt und für das religiöse Leben und Streben in der Heimat.

„Erhebt eure Augen und betrachtet die Feldder, die bereits zur Ernte reif sind! Wer erntet, empfängt Lohn und sammelt Frucht für das ewige Leben, daß sowohl der Säende sich freut als der Erntende“ (Joh. 4, 35. 36). Dr. F.





Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 10.

Oktober 1916.

XIX. Jahrgang.

Der Abendrosenkranz.

(Zum Monat Oktober).

Der heilige Rosenkranz ist und bleibt, man mag ihn beten wann immer, ein Gott sehr wohlgefälliges und dem Menschen sehr nützlich Gebet, vorausgesetzt, daß es im Stande der heiligmachenden Gnade und mit gebührender Andacht verrichtet wird.

Darum bildete sich im Laufe der Zeit vielerorts die Gewohnheit, denselben am Abend nach Abschluß der Tagesarbeit zu beten und vom Abendrosenkranz wie von einer Angelegenheit zu sprechen, der man täglich gerecht zu werden hat.

Ein äußerer, aber wichtiger Grund für den Abendrosenkranz liegt darin, daß man am Abend am ehesten die nötige Zeit findet; denn auch zur Verrichtung des Rosenkranzgebetes ist Zeit nötig, nicht gar so viel, aber immerhin gut 10 Minuten oder hochgegriffen eine schwache Viertelstunde.

Leider finden viele auch diese nicht, so kurz sie ist, und suchen ihr Gewissen, das ihnen wegen Unterlassung des hl. Rosenkranzes Vorwürfe zu machen sich erühnt, mit der Ausrede zu beschwichtigen, sie hätten keine Zeit.

Ist diese Ausrede aber auch stichhältig? Ist es möglich, daß ein Mensch, dem es mit der Sorge um sein Seelenheil ernst ist, unter den 96 Viertelstunden, die ihm täglich gewährt werden, nicht eine einzige findet, um sie für das so kostbare Rosenkranzgebet zu verwenden? — Ach ja, Zeit genug! Wenn sie nur nicht so erschrecklich lang wäre, diese Rosenkranz-Viertelstunde! — Merkwürdig! Eine Viertelstunde, wie schnell ist sie vorüber am Schachbrett, beim Kartenspiel, beim gemütlichen Plausch im Freundeskreis, in Gesellschaft einer ge-

liebten Person! Und diese nämliche Viertelstunde, wie schleicht sie dahin saumselig und schwerfällig, als ob sie Blei an den Füßen hätte, und will schier nicht vergehen beim — Rosenkranz. Woher nur dieser auffallende Unterschied? Wir wissen es alle: das einermal ist es Unterhaltung, das anderemal ernste Bußarbeit.

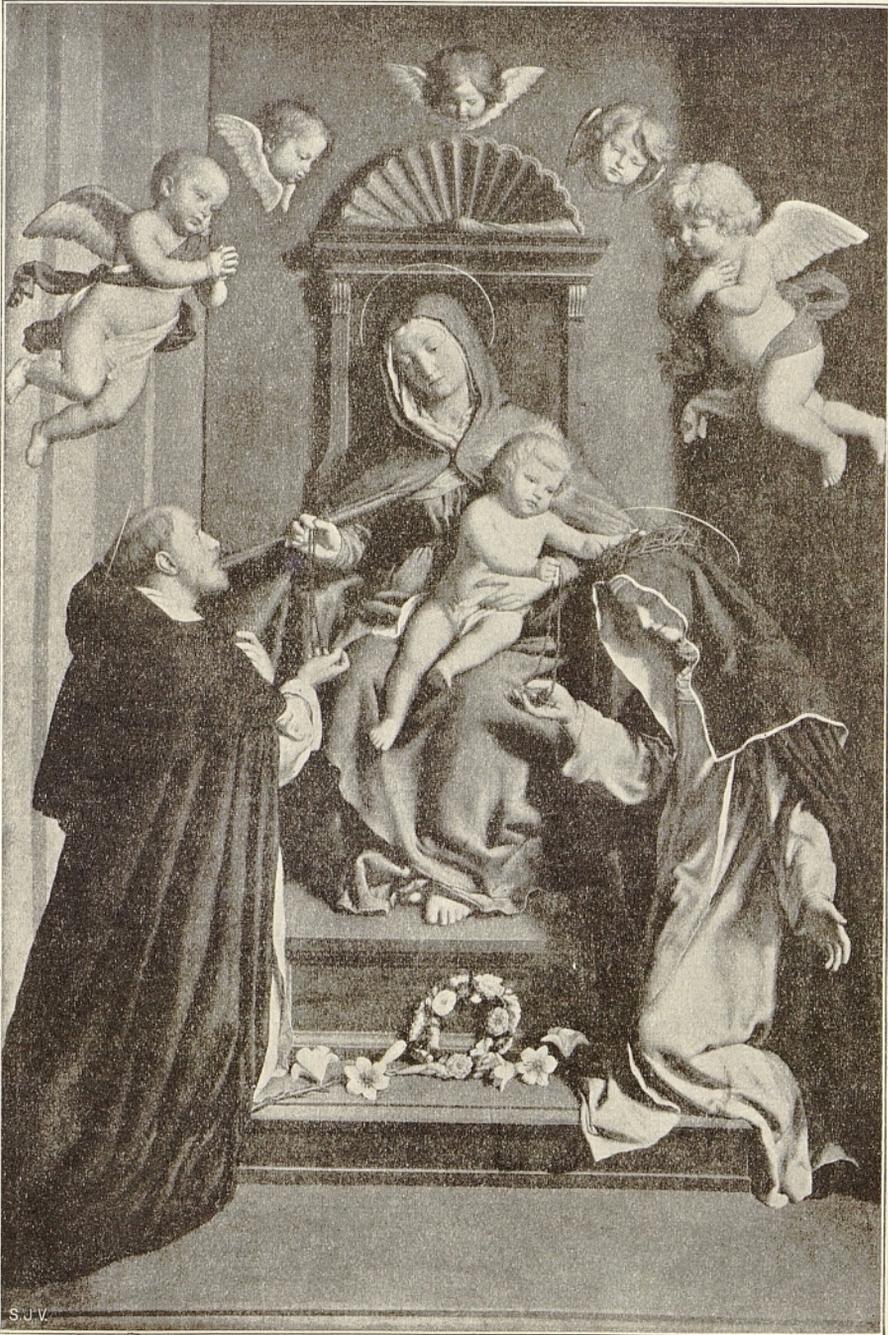
Der Abendrosenkranz ist also ein Bußgebet. Das wäre aber gerade etwas, was ihn sehr empfiehlt. Hat man während des Tages Fehler begangen, — und wem passiert das nicht? — Fehler, große und kleine, so ist es sehr angezeigt, sie des Abends zu bereuen und dafür eine Buße zu verrichten.

„Eine schöne Buße das,“ höre ich einen eifrigen Rosenkranzbeter einwenden, „die so zerstreut verrichtet wird, wie es gerade bei diesem Gebet so oft geschieht.“ — Macht nichts, sage ich, wenn es nur nicht freiwillig geschieht. Die unfreiwilligen Spaziergänge unserer Gedanken, und unser Kampf gegen dieselben vermindern keineswegs den Bußcharakter des Gebetes, sondern vermehren ihn nur noch. Das nämliche gilt von der Schläfrigkeit.

Der Abendrosenkranz empfiehlt sich aber auch noch aus anderen Gründen. Er ist gleichsam wie ein Abendbad für unsere Seele. Wenn wir, wie wir ja sollen, unser Hauptaugenmerk auf die zwischen die We-Maria eingeschalteten Geheimnisse unserer Erlösung richten, so lockert sich so mancher Schmutzleck unserer Seele wie von selbst, und es braucht von unserer Seite nur einer mehr oder weniger kräftigen Abreibung vermittelt der Reue und eines diesbezüglichen Vorsazes und wir fühlen uns erleichtert und erfrischt, wie nach einem Bad: denn das Blut des Glaubenslebens, die göttliche Gnade in allen ihren Abarten, pulsiert in uns ungehinderter, frischer und kräftiger.

Der Abendrosenkranz ist ein zweites *Sursum corda*, das uns die katholische Kirche allabendlich zuruft. Haben wir das Glück, des Morgens der hl. Messe anzuwohnen, so hebt uns das *Sursum corda* des Priesters empor, daß wir gleichsam dem Erdenstaube entrückt im Verein mit den himmlischen Geistern unseren lieben Gott im allerheiligsten Altarsakramente anbeten. Mit den besten Vorsätzen des Entjagens und Ertragens begeben wir uns in den Kampf des alltäglichen Lebens. Da geschieht es nur allzu leicht, — es bestätigt uns dies die tägliche Erfahrung, — daß unser geistiges Auge, vom trügerischen Glanze der Welt geblendet, allzusehr in das Diesseits sich versenkt, und wir, unseren verderbten Herzenstrieben nachgebend, in das Irdische herabsinken. Sollen wir nicht im Erdenstaub und Schmutz ersticken, so braucht es einer neuen Aufmunterung von oben, ein neues *Sursum corda*, „Auf zu Gott“. Diesen Ruf nun läßt uns Gott täglich durch den hl. Rosenkranz vernehmen.

Der Abendrosenkranz ist uns ferner ein Stelldichein bei unserer lieben Mutter Maria. — Tagsüber zerstreuen sich die Familienangehörigen nach allen Seiten hin, um zu schaffen und zu arbeiten. Des Abends kehren sie wieder heim und erzählen der besorgten Mutter, wo sie gewesen sind, was sie getan, was sie gesehen, wem sie begegnet, was sie erlebt, was sie gelitten, was sie verloren, was sie verdient haben. Und nun freuen sie sich, wieder bei ihrer Mutter zu sein. Aber auch die Mutter ist glücklich, ihre Kinder um sich versammelt zu sehen. — So freut sich auch allabendlich die Himmelsmutter Maria über uns, wenn wir beim Abendrosenfranze ihr uns nahen, um vor ihr unser Herz auszugießen, ihr all unser Elend zu klagen, wieder und wieder demüthig zu be-



Die Mutter Gottes als Rosenkranzkönigin.

kennen, arme Sünder zu sein, und nicht aufhören, ihr unser letztes Stündlein zu empfehlen, 50mal wiederholend: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens.

Der Abendrosenkranz ist ein würdiger Abschluß der Tagesarbeit. Als wir uns in der Schule im freien Aufsatz übten, da vergaßen wir oft am Schlusse des Satzes den Punkt zu setzen. Um uns nun diese Schreibregel recht einzuschärfen, sagte der Herr Lehrer: „Am Schlusse des Satzes macht man einen Punkt, damit der Satz nicht davonläuft.“ —

Der Satz ohne Schlusspunkt läuft freilich nicht davon; aber unsere Verdienste, die wir uns tagsüber für den Himmel gesammelt haben, und die sämtlich im Buche des Lebens geschrieben stehen, können noch die Nacht hindurch davonlaufen, — ausgelöscht werden durch eine schwere Sünde, vor der wir auch in der Nacht nicht gefeit sind.

Damit dies nicht geschehe, setzen wir am Ende unserer Tagesaufgabe einen Schlusspunkt mit einem kräftigen Gedankenstrich — das ist unser Abendrosenkranz. Der Schutz Mariens, um den wir im Rosenkranz so angelegentlich gefleht, wird es bewirken, daß die ins Lebensbuch eingetragenen guten Werke nicht wieder ausgelöscht werden.

Und was den Gedankenstrich anbelangt, so läßt der hl. Rosenkranz auch damit sich in Parallele setzen. Ist er doch, wie nicht leicht ein anderes Gebet, geeignet, sehr ernste und zahlreiche Gedanken in uns zu

erwecken: Gedanken, z. B. an die unaussprechliche Liebe Gottes zu uns armseligen Geschöpfen, wie sie sich so schön in der Menschwerdung, im Leiden und in der glorreichen Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christus offenbart. Und diese Gedanken müßten uns, wenn wir ihnen recht nachhängen möchten, zur Gegenliebe bewegen, dieselbe wecken und pflegen und immer mehr in uns stärken. Der hl. Rosenkranz ist eine nie versiegende Quelle von Gedanken an unser geistiges und leibliches aber selbstverschuldetes Elend, — Gedanken, die geeignet sind, wenn man sich ernst in dieselben vertieft, uns mit Beschämung und tiefem Reueschmerz zu erfüllen. Weiters erweckt dieses kostbare Gebet in uns Gedanken an den gar mächtigen Schutz Mariens in allen Nöten des Leibes und der Seele, des einzelnen wie der gesamten katholischen Kirche; — wiederum Gedanken, welche uns allezeit, zumal aber in der gegenwärtigen Kriegszeit, heilsam sind, da sie uns stets neuen Mut einflößen und allen Kleinmut, Verzagttheit und Niedergeschlagenheit von uns verschneiden. Und schließlich wird man den Rosenkranz nicht aus der Hand geben, wenn man ihn nur halbwegs anständig gebetet hat, ohne lebendiges Gedenken an die ernsteste Stunde des Lebens, an sein Sterbstündlein; und da gerade wird es uns zur großen Beruhigung und süßem Trost reichen, täglich und mit ernster Geistesammlung unsern Abendrosenkranz gebetet zu haben.

P. B.

Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi.

Nach einem Berichte von P. Ambrosius Mayer in Ripatimu. (Fortsetzung.)

Während des dritten Dampfbades trägt der fundi eine flache Schüssel voll Wasser und Kräuter ins Freie und stellt sie

vor die Bettstelle. Bei der dritten Lustration bleibt das Weib sitzen, wird sodann hinausgeführt, hockt sich neben den fundi

auf die Bettstelle, erfährt hier eine vierte Lustration, und zwar mit der soeben bereiteten neuen Medizin, wobei der fundi und die Assistentinnen sie an allen unbedeckten Körperteilen abwäschen. Es list das jener Festakt, zu dem sich ein Haufen Weiber mit Kindern ansammelt. Alle Anwesenden: Männer, Weiber, Assistentinnen, selbst die Musikanten kommen einzeln an das hockende Weib heran, tauchen die Hände in das Wasser mit den Kräutern; fahren damit dem Weibe über Arme und Füße; sodann über die eigenen Füße und auch über die Fußsohlen; andere waschen sich das Gesicht, Weiber ihre Brust und Säuglinge; eine Mutter sah ich den Verband am Fuße ihres Kindes öffnen und die Wunde mit diesem heilsamen Wasser benehen. All dies dauerte sehr lange und wurde dem fundi bald zu viel, so daß er rief: „Bai, bai (gut jetzt, genug). Aber die Leute hörten nicht, bis alle einzeln an der Reihe gewesen waren.

Nunmehr wird das Weib wieder vom Gehilfen in den Küchenraum geführt, wo es sich dem vierten Dampfbad unterziehen muß, während welchem die Weiber draußen immer noch mit diesem wundertätigen Wasser ihre Kinder waschen.

Nach der fünften Lustration am hockenden Weibe wird außerdem noch ein kleines Kind (von etwa vier Jahren) herbeigebbracht und wie die Alte besprengt.

Während des fünften Dampfbades verziehen sich die Leute allmählich, denn es folgen noch zwei weitere Lustrationen mit einem sechsten Dampfbad. Während dieser Prozedur sucht der Gehilfe ganz gelassen Mangofrüchte, und nachdem er von denselben einige genossen, führt er das Weib wieder zur Bettstelle; die Alte wird hier vom fundi alsbald in Empfang genommen, worauf sie sich dem Felde zuwendet, um ihm den Platz zu zeigen, wo

der Lewa-Geist aus ihr in den Boden fahren will. Sie tappt zuerst einige Schritte unsicher herum, immer mit ins Leere starrenden Augen, tastet wie blind mit ausgestreckten Händen umher, geht dann aber sicher und geradeaus auf einen zirka 25 bis 27 Meter entfernten Platz unter einem Mangobaum zu und bleibt stehen. Der fundi reinigt sofort die Stelle, holt aus seinem Koffer umständlich ein Säckchen mit Mehl hervor und streut letzteres kreuzförmig auf die Stelle (— + —). Das Weib geht wieder der Bettstelle zu, wofelbst der Gehilfe ihm das anfänglich weiße Kopftuch turbanartig um den Kopf wickelt, währenddessen der Gesang einsetzt: pepo we, panga we, pepo we, panga we usw., etwa im Sinne von: Geist du, Geist du, rüste dich, rüste dich (d. h. zum Ausziehen)! Der Gehilfe bringt eine große Wanne mit gekochtem Reis. Das Weib nimmt zuerst wieder mit den Schweißen an dem Tanze teil, dann wird die große Reisplatte auf den Kopf der Alten gesetzt und gehalten und alles zieht so zum vorbereiteten Platze, wo das Weib sich über dem Kreuze niederhockt. Weiber und Kinder drängen sich um die Alte mit der Schüssel auf dem Kopfe und essen darauf los; Mütter ergreifen Reis mit den Händchen der Kleinen, damit auch diese an den Früchten dieser Beschwörungsfeier teilhaben. Ist die Schüssel leer, so reinigt alles Gesicht und Hände und wirft die Überreste dem Weibe ins Gesicht.

Nun kommt die Hauptaktion des Gehilfen. Dieser öffnet die große Tasche und hält sie zwischen den Anien fest, so daß die steifen Bastwände auseinandertreten. Mit beiden Händen ergreift er sodann den Kopf des vor ihm hockenden Weibes, zieht ihn bis vor die Tasche, löst das turbanartig verschlungene Tuch und massiert Stirn und Hinterteil des Hauptes seiner

Patientin, als ob er den ausfahrenden Geist in die Tasche hineinzwingen wollte. Hierauf bringt er mit beiden Händen, ohne daß man eine sonderlich sichtbare Bewegung wahrnimmt, einen lauten Knall hervor, unter welcher Begleiterscheinung der Lewa-Geist nun ausgefahren ist. Der fundi wiederholt dieselbe streichende Bewegung seines Gehilfen, aber da es nicht mehr knallt, ist man der Lösung des Geistes sicher; schnell bindet er die Tasche zu. Das Weib wird aufgerichtet, von dem an ihr klebenden Reis gereinigt, von den Assistentinnen ins Haus zurückgeführt und dort ihrer Medizinschnur entledigt. Diese und auch die Schweife werden zum fundi gebracht, der nun sorgfältig die wirksamen Heilmittel in der Tasche unterbringt. Den Rest der Wasser- und Kräutermedizin leert er derart aus, daß er stehend schnell die Schüssel umdreht und das Ganze niederfallen läßt.

Am andern Tag wird auf dem Platz, wo der pepo aus dem Weibe gefahren ist, ein Ahnenhäuschen errichtet und fortab dort hin das Opfer gebracht.

Die ganze Beschwörung soll nur zwei Rupies kosten, muß also nichts Besonderes und Seltenes sein, kommt aber gleichwohl nicht billig, da für zwei Tage der fundi, die fünf Trommler, der Gehilfe und die Assistentinnen mit erstklassiger Verpflegung zu bedenken sind. Meine Matumbileute, die mich damals begleiteten, erklärten, daß auch bei den Matumbi diese ngoma ya Kisokota sehr oft gehalten werde.

Diese lange, überaus ermüdende Beschwörung geht darauf hinaus, daß ein Ahne (oka) der betreffenden Person in den Leib gefahren ist, um sich so Gedächtnis und ein feierliches Opfer zu verschaffen.

Manchmal tun die Ahnen (moka) es auch billiger. Der einzelne Geist kann dem

Sinterbliebenen, meist ist der Hausvater der Beglückte, im Traum erscheinen und heißt in dieser Eigenschaft „marota“, Traumgott. Sofern der gute Vorfahr kein Bedürfnis hat, wird er seinen Schützling im Diesseits auf etwaige Gefahren aufmerksam machen und ihm Verhaltensmaßregeln geben, um denselben zu entgehen. Meist aber wird das Traumbilde dahin sich verlauten lassen: „Morgen bedroht dich ein Löwe; bereite deshalb ein Opfer“! Hochofrent berichtet der Ehemann diese Erscheinung seinem Weibe, befiehlt ihm, Bier zu kochen, da der marota ihm nachts gesagt hätte, ohne Bieropfer würde er morgen von einem Löwen gefressen. Auf diese Weise kommt der Hausgeist zu einem Opfer, der Hausvater aber zu einem guten Trunk. Mein Nachbar Milawando hat morgen einen solchen Glückstag. Bei der Heiterkeit, mit der ich schon öfter von dem gesegneten, hochachtbaren marota erzählen hörte, scheint mir dessen Erscheinung mehr ein Vorwand trinkfesten Männer zu sein, um die Weiber für die mühselige Extraarbeit des Bierjudes zu begeistern.

Von dem marota berichtet eine Erzählung, daß er auf Erden wohne und mit den Leuten umgehe. Dabei behauptet er, zu wissen, wann und was die Leute träumen. Durch die Probe auf das Exempel erweist er die Richtigkeit seiner Behauptung, erregt sogar den Neid der Gottheit, übertrifft diese durch sein Allwissen, erwirbt sich dadurch die Freundschaft der letzteren und beide heißen nunmehr handu bamo, Männer einer Art und Weise, Natur und Wesenheit.

Dämonen in Schlangengestalt.

Der ngaka wohnt bei der Gottheit in der Höhe als große Schlange, und zwar in unberechenbarer Zahl. Alle Jahre

Kommt ein ngaka vom Himmel. Wenn ein Häuptling ihn sieht, ruft er alle seine Leute, die dem ngaka Reis zum Fraß bringen. Frißt die Himmelschlange den Reis, so gibt es ein gesegnetes Reissjahr.

Geht die Schlange sodann weiter und frißt Feldhasen, dann bauen die Leute große Felder an, da eine reiche Ernte sicher ist. Frißt der ngaka aber Gewehre, dann gibt es dieses Jahr noch einen Krieg. Die Leute wissen sich einzurichten.

Gemeingefährlich ist die Schlange ongo, hongo; noch größer als die Riesenschlange, haust sie in großen Wasserlöchern, ist ganz rot und hat zwei Füße. Aus einem solchen Wasserloch darf man kein Wasser schöpfen, denn wenn jemand diese Schlange sieht, so wird er augenblicklich blind und muß stehen bleiben, bis ihn ein anderer nach Hause führt. Dabei kräht die Schlange wie ein Hahn.

Sehr oft hört man von der Nangumi-Schlange, die eine Doppelnatur hat und bald freundlich, bald feindlich gesinnt ist.

Nach anderer Auffassung wohnt die Nangumi im Meere bei Kilwa als sehr große Schlange, die nicht gesehen werden darf. Wem dies passieren würde, müßte sofort sterben. Hier deckt sich die Nangumi-offensichtlich mit der Ongo-Schlange.

Am meisten ausgeprägt ist die Auffassung, die Nangumi haust in der Wildnis und es führe eine saubere Straße zu ihr hinaus. Dort frißt sie jeden auf, der des Weges kommt. Deshalb verbieten die Männer ihren Weibern, die saubere Straße zu gehen, sie sollen vielmehr den gewöhnlichen Negerpfad benutzen. Eines Tages, so erzählt man, gingen zwei Weiber auf der breiten Straße, kamen zuletzt zur Nangumi und befragten sie um den Weg. Die Nangumi stellte sich schwerhörig, forderte die Fragenden auf, näherzukommen, und fraß nun beide Weiber auf. Das gleiche

passierte dem Chemann, welcher tiefbetrübt nach seinen Weibern suchte. Im Bauche der Nangumi empfand der Matumbi-Zonas alsbald Hunger und wurde von der Nangumi aufgefordert, nach Belieben sich aus dem Bauche ein Stück herauszuschneiden und zu verSpeisen. Der anspruchsvolle Mann aber durchschneidet die Luftröhre der Nangumi, an welcher glücklich verlaufenen Operation die Nangumi krepirt. Der Mann kriecht heraus, zerschneidet den Leib der Schlange, und nun kommen seine beiden Weiber und alle, die je gefressen worden sind, unverletzt und wohlbehalten wieder hervor und werden die Sklaven ihres Erretters.

Viel schwieriger wurde die Errettung eines Mannes, der trotz des Verbotes seiner Mutter in den Wald gegangen war, um wegen Hungersnot Fallen zu stellen. Denn eines Tages saß die Nangumi in der Falle und fraß den hungrigen Jäger auf. Als nun die Mutter mit dem Beile auf die Nangumi losging und ihr den Kopf abschlug, wuchs immer wieder ein neuer Kopf hervor, denn die Schlange hatte im Schwanz einen ganzen Vorrat von Köpfen. Erst als das Weiblein mit einer gewissen Medizin der Nangumi auf den Schwanz geschlagen hatte, konnte sie den Schädel abschlagen, ohne daß ein neuer Kopf nachwuchs.

Nungu. Am wenigsten denkt der Matumbi über Nungu, die Gottheit selbst, nach. Nungu bedeutet einfach „Der Große“. Aber es besteht kein faßbares Verhältnis zu ihm. Dagegen kann man bei den Abendfeuern sonderbare Erzählungen über Nungu hören. Es bewahrheitet sich dabei, was P. Volpert S. V. D., im Anthropos 1910, S. 1026, sagt: „Wir finden hier (bei den Chinesen), daß jedes Volk sich seine Götter selber macht, und zwar mit allen Charakterchwächen, die dem betreffenden Volke eigen sind.“ (Schluß folgt.)

Wie ich ein Christ geworden bin.

Selbstbiographie eines jungen Dahomeers.

(Schluß.)

Um mir Vertrauen einzulösen, holte der Vater andere Kinder herbei, die aus einem benachbarten Dorfe stammten und zwei Tage vorher zur Mission gekommen waren. Darunter befand sich der Sohn des Königs.

Der Vater meinte lächelnd zu mir:

„Kennst du diese Kinder?“

Durch ein Zeichen des Kopfes antwortete ich bejahend.

„Du siehst, daß man sie nicht getötet hat. Dir wird auch nichts Böses widerfahren. Gehe jetzt zu ihnen!“

Es schien mir nunmehr weniger ungemütlich. Ich befand mich ja unter Freunden. Ich nahm Abschied von meinem Vater, der mir noch anempfahl, recht brav und gehorsam zu sein.

Am folgenden Tage besuchte ich mit den anderen die Schule.

Wir waren ungefähr vierzig Knaben dort.

Der Dolmetsch erklärte uns zunächst die Schönheiten des Alce.

Ich muß gestehen, daß mir der Anfang schwer vorkam! Ich mußte mehrere Stunden hindurch zwischen vier Mauern eingeschlossen bleiben! Wie sehr sehnte ich mich nach den Palmbäumen, den Feldern, nach der Lagune, der freien Luft, nach der goldenen Freiheit, nach der heimatlichen Sonne!

Von Zeit zu Zeit sollten wir uns mit dem Katechismus befassen. Eine neue und nicht geringe Schwierigkeit für mich! Ich hatte zwar den Namen dieses Buches zu Hause aussprechen hören, kannte es aber nicht. Die Namen Christ, Kreuzzeichen, Taufe, Geheimnis, das waren für mich unbekannte Begriffe. Man sprach uns nur selten vom Fetisch, und es geschah

nur, um uns zu zeigen, daß es der Teufel sei, und daß er der größte Feind der Menschen sei.

Ich sagte alsdann zu mir: „Wenn der Vater da die Wahrheit redet, so sind mein Vater und die Großmutter im Irrtum.“ Jetzt sehe ich es klar ein; aber damals wollte es mir nicht einleuchten.

*

Nach einigen Monaten durften wir unsere Eltern besuchen. Die Großmutter war ganz glücklich, als sie mich wieder sah.

„Jetzt bleibst du zu Hause, du gehst nicht mehr nach Adjara!“

In meinem Innern war die Lust zur Rückkehr auch nicht besonders groß, und wenn mein Vater sein Jawort dazu gegeben hätte, so wäre ich kein Christ. Doch der Vater ging nicht auf unsere Wünsche ein. Vergeblich beobachtete ich seinen Mund, ob die erlösende Antwort nicht komme. Es blieb also beim alten.

Da begriff ich, daß ich zurückkehren müsse. So machte ich mich trotz der Furcht der Großmutter, daß es diesmal meinen Tod bedeute, auf den Weg zur Mission.

Doch diesmal wußte ich, wohin ich ging.

Nach und nach erlernte ich einige französische Wörter; ich gewann das Rechnen und die Grammatik lieb; den Katechismus konnte ich fehlerlos hersagen.

Eines Tages, es mochte ungefähr ein Monat vor Weihnachten sein, da wandte sich der Vater, der uns von den Verpflichtungen des Christen gesprochen hatte, zu uns und sagte:

„Diejenigen, die Christen zu werden wünschen, mögen es sich jetzt reislich überlegen und es mir melden.“

Mein Entschluß war bald gefaßt.

Zwei Tage später ging ich zum Vater und meldete mich für die Annahme des Christentums. Da meinte der Vater:

„Ist das auch ernst gemeint?“

„Ja, Vater, es ist mein innigster Herzenswunsch.“

„Gut, Tiguakponu; bete einstweilen fleißig zum lieben Gott, daß er dir die Gnade verleihe, in deinem schönen Entschlusse zu beharren.“

Ich weilte bereits dreiundeinhalb Jahre in der Mission.

Endlich kam das heißersehnte Weihnachtsfest heran. Es war ein wunderschöner Tag. Mit mehreren Mitschülern empfing ich die heilige Taufe. Mein heidnischer Name wurde gegen den christlichen Namen Philippus umgetauscht. Der Vater sagte mir, es sei dies der Name eines Apostels, der vor langer Zeit lebte, damals, als der liebe Heiland noch auf Erden weilte. Ich war ganz stolz darüber. War es nicht eine Ehre, den Namen eines Apostels zu tragen? Und zudem heißt eben nicht jeder Philippus!

*

Ein Jahr später ging ich zur ersten heiligen Kommunion und empfing das Sakrament der Firmung.

So bin ich nunmehr ein Christ! Für immer habe ich auf die Fetische verzichtet, worüber die Großmutter nicht sehr erbaut ist. Sie behauptet, daß ich bei den Weißen nicht besser geworden sei. Liebe, teure Großmutter, wann werde ich das Glück haben, dich neben mir vor dem Altar des wahren Gottes knien zu sehen?

Was meinen Vater betrifft, so fragte ich mich mit Bangigkeit, ob seine Befehrung nicht auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Solange er gesund und kräftig war, konnte natürlich von einer Sinnesänderung keine Rede sein. Er hätte ja drei von

den vier ihm übriggebliebenen Frauen fortschicken müssen. Gott wartete eben den richtigen Augenblick ab.

*

Die Geschichte seiner Befehrung möchte ich ausführlicher berichten:

Es sind jetzt drei Jahre her. Ich hatte die Mission seit ungefähr drei Jahren verlassen. Nach der großen Regenperiode klagte mein Vater sehr über rheumatische Schmerzen. Er konnte nicht mehr aufstehen, hatte oft Fieberanfälle, aß fast nichts mehr und nahm zusehends ab. Wie man sich leicht denken läßt, war er nicht bei guter Laune, sondern meist gegen mich und meine Brüder aufgebracht.

Auf seinen Befehl wurden nacheinander alle Hühner und alle Ziegen, die er besaß, den einzelnen Fetischen, besonders aber den berühmtesten, geopfert. Ich beteiligte mich gar nicht an diesen heidnischen Opfern. Sie hatten aber auch nicht den geringsten Erfolg. Der Zustand unseres Kranken verschlimmerte sich mit jedem Tag. Da sagte ich zu mir selbst: „Jetzt ist der günstige Augenblick gekommen.“

Da sprach ich zum kranken Vater:

„Vater, ich will nach Adjara und den Vater herbeirufen. Ich glaube, daß er ein gutes Heilmittel für dich besitzt.“

Er ahnte noch nicht, von welchem Mittel die Rede war.

Er erwiderte:

„Gehe schleunigst und komm bald wieder!“

Ich brachte den Vater mit. Derselbe erkannte sofort, daß er schnell machen müsse. Nachdem er ihn nach Landesitte begrüßt und ihm seine Segenswünsche zu einer baldigen Genesung ausgesprochen hatte, betrat er alsbald das religiöse Gebiet. Eine Medaille der allerheiligsten Jungfrau, die ohne Wissen meines Vaters ins

Bett gelegt wurde, und eine Medaille des hl. Benediktus, die in eine Spalte der Lehmwand gesteckt worden war, erleichterten die Arbeit. Der Kranke hörte aufmerksam zu. Ich bemerkte ihm zunächst, daß er sich vergebens an alle Fetische gewendet habe, was er auch sogleich zugab.

Der Vater kam am folgenden und am zweiten Tage wieder.

Das drittemal hatte die Gnade von oben den Kranken so beeinflusst, daß er sich endlich überreden ließ. Es war aber auch die höchste Zeit. Er verschied bereits in der darauffolgenden Nacht.

Ich eilte nach Adjara, um es dem Vater zu melden. Statt traurig zu sein, empfand ich einen großen Trost.

Der Vater sprach zu mir:

„Ihr könnt über den Ausgang froh sein; dein Vater gehört zu denen, die den Himmel stehlen!“

Ich für meinen Teil glaube, daß ein solcher Diebstahl nicht durch das siebente Gebot verboten ist. Daher will ich alles aufbieten, um die Großmutter dahin zu bringen, daß auch sie ihr Leben auf die gleiche Weise beschließt wie mein Vater.

*

Das ist meine ganze Lebensgeschichte.

Ich möchte aber meinen Bericht nicht schließen, ohne zu erklären, daß ich mich der Mission gegenüber zu großem Danke verpflichtet fühle, da ich in der Mission erzogen und unterrichtet worden bin. Meinen Dank werde ich dadurch abstatten, daß ich dem guten Vater, sobald er einen Katechisten braucht, sagen werde: „Vater, ich will gerne die Stelle übernehmen!“ Ich bin überzeugt, daß die Gelegenheit sich bald finden wird.

Ich hätte beinahe vergessen, hinzuzufügen, daß der Vater zurzeit die Materialien für die künftige Kapelle von Adjara herbeischafft. Er hat uns erzählt, wie die Backsteine sich anhäufen und wie im umgekehrten Verhältnisse seine Barmittel abnehmen. Wie es möglich ist, daß es zugleich steigt und fällt, daß es in die Höhe geht und zugleich sinken kann, vermag ich noch nicht zu begreifen! . . . Wer versteht es besser? . . .

Hochachtungsvollst

gez.: Philippus Rugbetegbe.

Die richtige Abschrift beglaubigt

Adrian Bauzin.

Wie die Wahehe die Unschuld achten.

Anschließend an das Unschuldsoffer, von dem die Wahehe behaupten, dieses Opfer müsse von kleinen Kindern dargebracht werden, weil sie noch unschuldig seien, sei ein Wort darüber am Platze, wie die Wahehe auch sonst der Unschuld einen hohen Wert beilegen. So liegt es in ihrer Gewohnheit, nach der Erbauung eines Hauses zur Einweihung desselben nur einen kleinen Knaben zu berufen. Derselbe weihet das Haus am Abend ein, in-

dem er mit einem Feuerbrand in der Hand, bei der Tür beginnend, um das Haus herumgeht. Dabei spricht er: „Zauberer, unterlaßt es, in dieses Haus zu kommen! Wenn ihr aber doch zu mir kommt, so sollt ihr dort bei der Tür sitzen müssen, bis ich euch morgens in der Frühe antreffe.“

Als weiterer Beleg dafür, welche Achtung die Wahehe der Unschuld zollen und welche fast magische Kraft sie ihr zuschreiben,

mag die Tatsache dienen, daß bei einer Elefantenjagd die Medizin von einem Jüngling getragen werden muß, der noch

kein Weib hat. Während der Schüsse auf den Elefanten muß sich derselbe, über die Medizin gebeugt, auf den Boden legen.

Der höchste Gipfel der Titelsucht.

Wir wissen, daß die Titelsucht sowohl bei gebildeten als auch bei ungebildeten und wilden Völkern mitunter die üppigsten Blüten treibt. Den Höhepunkt in dieser Beziehung dürften aber wohl die Malaien erreichen. Um sich mit einem ungewöhnlichen Glanze zu umgeben, und die Ehrfurcht der Untertanen zu vermehren, legen sich die malaischen Fürsten geradezu groteske Titel bei, in welchen sie sich als Herren über nicht existierende Wunderdinge, über Naturereignisse und Naturkräfte sowie schließlich über die ganze Welt bezeichnen. In einem Dokument, das einen Befehl des Sultans von Menang-Karban enthält, sind folgende Titel enthalten:

„Der Maha-Raja von Menang-Karbau, dessen Residenz zu Pagat-Kinjong ist und der König der Könige ist, ein Abkömmling des Herrschers Iskorden Sultan Karnain; Besitzer der Krone, die der Prophet Adam vom Himmel gebracht; eines Drittels des Waldes Lamat, dessen äußerste Enden im Königreich Rom einerseits und in China anderseits sind, der Lanze, genannt Laming Lambura, die geziert ist mit Haken von Janggi; des Schwertes, genannt Sa-

mendang Givi, das 120 Scharren erhielt im Kampfe mit dem Feinde Si Ratimuro, den er tötete; des Kris, der aus dem Stahle gefertigt ist, der sich unwillig zeigt, wenn er eingesteckt wird, und sich freut, wenn er zum Kampfe herausgezogen wird; der Goldminen, genannt Kudarat Kudarati, die reines Gold liefern; der sich aus der Schöpfung der Welt datiert und Herr von süßem Wasser ist im Umkreise einer Tagesreise; der Sultan, der seine Steuern in Gold nach dem Maße Lassung erhebt, dessen Nidirose aus Gold und Diamanten gemacht ist; Besitzer des Gewebes, genannt Sangsista Kola, das sich selbst webt und jährlich einen mit Perlen verwebten Faden hinzusetzt, und wenn dieses Gewebe beendet sein wird, ist das Ende der Welt zu erwarten; Besitzer der Pferde von der Rasse Lorimborasi; Besitzer aller Gebirge, welche Palembang und Jambing trennen; Besitzer des Elefanten, genannt Hasti Dewa, der göttliche Kraft besitzt; Herr der Luft, der Wolken, der Erde und was in ihrem Innern ist; Er, der Sultan Sri Maha Raja Duria, erklärt . . .“

Etwas über die Krokodile in Airika.

Von P. Menyhardt S. J., Missionär am Zambesi.

„Diese abscheulichen Tiere“, so erzählt P. Menyhardt in einem Briefe an seine ehemaligen Zöglinge in Kalosza, „haben mir schon viel Sorge bereitet. Fortwährend lauern sie dort in den Gewässern des

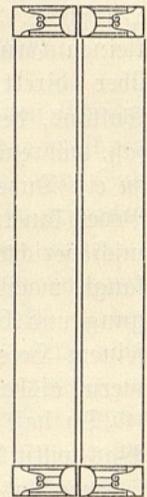
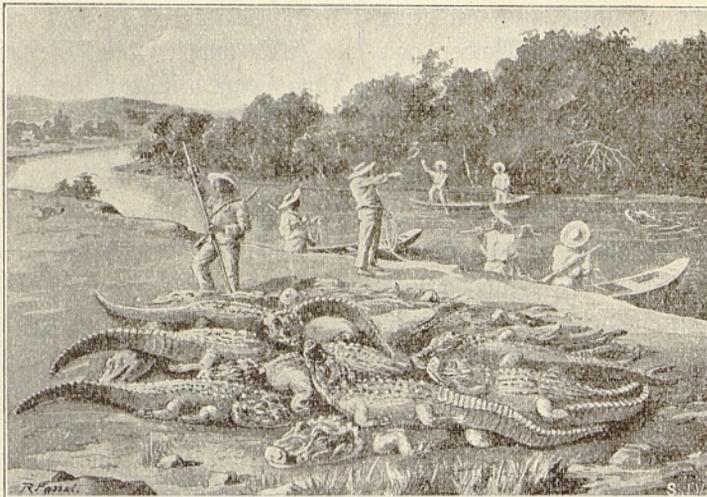
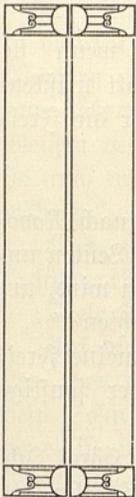
Zambesi; wehe dem, der unvorsichtigerweise ins Wasser hinabsteigt oder allein am Wasserrande sitzt. Plötzlich stürzt das Krokodil aus dem Wasser, beschreibt eine gewaltige Schwenkung, so daß es mit dem

Schwanze seinem Opfer einen furchtbaren Schlag versetzt, um es zu ergreifen und damit in der Tiefe zu verschwinden. Vor unserer Wohnung werden jährlich drei bis vier Menschen vom Krokodile gefressen; ja, alle 30 Meter lauert ein solches Untier. Bei gutem warmem Wetter schlafen sie mit weitgeöffneten Rachen auf Sandbänken, und wir sahen hie und da fünf bis sechs auf einmal uns gegenüber. Nun stellt euch das hiesige heiße Klima, den großen schönen Zambesi-Strom vor; der Mensch möchte so gerne baden und es geht nicht! Trotzdem baden unsere Neger, weshalb auch das Krokodil viele von ihnen fort-schleppt. Meine schwarzen Schüler, groß und klein, baden ebenfalls, und zwar täglich. Wir suchen ganz seichte Stellen auf, wo das Krokodil sich nicht verbergen kann, und da können sie in Sicherheit baden; aber nur deshalb sind sie in Sicherheit, weil sie viele sind und ihre 80 bis 90 Röhren so ein Höllengeschrei erheben, daß es auch den Krokodilen zu viel ist. Bei nahem tiefem Wasser ist schon große Vorsicht geraten. Im Anfange standen wir dort mit dem Gewehre und, um die Krokodile zu erschrecken, gaben wir beim Beginne des Badens einen Schuß. Wir ließen aber bald davon ab, weil die Krokodile dies für ein Appellzeichen hielten und sich scharenweise um die Badestätte herum verbargen. Zuweilen schwammen in einer Entfernung von kaum 20 Metern drei Krokodile um uns herum, so daß nur ihre Köpfe sichtbar waren. Aus der Flinte machten sie sich gar nichts, da sie ihren gepanzerten Rücken und Köpfen nicht viel schaden kann. Vor zwei Jahren spielten meine Schüler am Feste des hl. Petrus Claver am Ufer; sie lärmten, sangen und schlugen aus Leibeskräften sechs Negertrommeln. Ein Teil von ihnen badete noch, als mir plötzlich der Gedanke kam, — sicher war es eine Ein-

gebung ihrer hl. Schutzengel —: Wehe! wenn sich jetzt das Krokodil ganz nahe heranschleichen würde. Ich blicke auf und sehe dort kaum sieben Meter von meinen Zöglingen entfernt das scheußliche Ungeheuer. Als es sah, daß wir es bemerkt hatten, tauchte es allsogleich in die Tiefe hinunter. Ihr könnt euch denken, wie sehr die armen Negerknaben vor dem Krokodile beben. Zuweilen, wo auch keine Gefahr vorhanden ist, baden sie so, daß ein jeder einen großen Stein nimmt, ihn vor sich hin ins Wasser schleudert und erst nach ihm hineinspringt; sie spielen eine Weile im Wasser, heben dann von neuem große Steine auf und springen so hinein. Am Ende des vorigen Jahres war die Frechheit der Krokodile schon ganz unerträglich geworden. In einemfort rissen sie Ziegen, Schafe, Hunde und auch Menschen mit sich fort. Die Brüder taten ihr Möglichstes, um sie zu verschrecken, allein umsonst. Sie verfertigten große Haken und senkten sie mittels Eisenketten ins Wasser hinein. Bald bissen die Krokodile den ganzen Haken weg, bald zerbrachen sie ihn, bald wieder fraßen sie die Lockspeise herunter. Schließlich hing eines Morgens ein mächtiges Krokodil an dem Haken. 20 Leute zogen an der Kette. Schon stand das Untier halb aus dem Wasser, als es mit einer solchen Kraft um sich schlug, daß alle 20 davonliefen. Neuerdings machten sich noch mehr an die Arbeit. Kaum war es wieder halb aus dem Wasser, als die Kette riß, und das Krokodil schwamm mit der Kette und dem Haken weiter. Von dort an wurden die Krokodile noch frecher. Während ich in Quilemane war, rissen sie meinen lieben Schüler Justinus fort. Es war ein kohlschwarzer prächtiger Negerknabe; er hatte ein gutes Talent, war stets frohen Mutes, allein zu verwegen. Es ist als ob ich ihn sehen würde, wie er geschickt im

Zambesi schwimmt, lächelnd auf die am Ufer Stehenden hinschaut und wie aus seinem schwarzen Antlitz die zwei Reihen von Zähnen schneeweiß hervorleuchten. An einem Nachmittage sprang er, ohne auf die übrigen zu warten, als Erster ins Wasser und schwamm in seiner guten Laune etwas weiter hinein. Plötzlich ergriff ihn ein riesiges Krokodil und verschwand mit ihm in des Stromes Tiefe. Jetzt aber wollten die Brüder um jeden Preis den Gewaltreichen der Krokodile ein Ende ma-

bloß der Kopf aus dem Wasser ragt. Dabei war er so glücklich, daß er bisweilen mit einer einzigen Kugel sein Tier erlegte. Er schoß sieben Krokodile in einem Monate. Da wir keine Stahlkugeln haben, mußte er sich mit Bleikugeln begnügen. Die Neger waren außer sich vor Freude und nennen seither den Bruder den Krokodiltöter. Diese Tiere zeigen sich jetzt nur mehr selten; viele sind schwer verwundet; nichtsdestoweniger sind sie längs des Ufers in großer Zahl. Das größte, welches erlegt



Jagd auf Krokodile.

chen. Bruder Lindlohr, ein ausgezeichnete Mann aus der Rheingegend, lauerte so oft er nur konnte, am Ufer, um sie niederzuschießen, während sie sich auf dem Sande sonnten. Er beobachtete sorgfältig ihre Bewegungen und ihre empfindlichen Körperteile. Eines Morgens handte er mit einem geschickten Schusse einem mächtigen Krokodile die Kugel in das Genick. Das Tier zuckte zusammen und verendete. Kurz darauf schoß er an einem Tage zwei Krokodile. Von nun an machte er auch auf die schwimmenden Krokodile Jagd, von denen

wurde, war 4,1 Meter lang; mehrere trugen in ihrem Magen kupferne Fuß- und Armbänder, woraus man schließen konnte, daß sie Menschen verschlungen hatten. Es gibt unter ihnen solche, die sechs Meter lang oder noch länger sind; diese aber sind sehr vorsichtig. Kleine Krokodile sind sehr oft zu sehen. Meine Schüler fanden einst auf ihrem Spaziergange in einem kleinen Seitenarm des Zambesi eine Krokodilbrut. Sie erschlugen oder fingen noch an dem Tage 60 kleine Krokodile, welche 0,2 Meter lang waren.

„Afr.-B.“

Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

„Ah, jedenfalls weißt du es selber nicht: bist eben auch nur ein Sklave.“

Das verletzte seinen Stolz und er erwiderte gereizt: Zum Sultan hast du zu gehen. Ich erhob mich aus meiner sitzenden Stellung, gab meinen Gefährten ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten, bis ich zurückkäme, und folgte Rabuga.

Es war bereits Nacht geworden und dichte Finsternis umhüllte den Palast des Herrschers. Rabuga führte mich an einer kleinen Gruppe plaudernder Weiber vorüber direkt in die Privatwohnung des Sultans, der auf einem wackeligen Stuhl saß, während mehrere Frauen sowie nahezu ein Dutzend Kinder ihm zur Seite am Boden kauerten. — Aller Augen waren auf mich gerichtet. Vor dem Herrscher angelangt, machte ich ihm eine leichte Verneigung und begann, ohne mich um das an seinem Hofe übliche Zeremoniell zu kümmern, alsbald zu fragen:

„Du hast mich gerufen: hier bin ich. Was willst du von mir?“

Sprachlos vor Überraschung ob solcher Verwegenheit, blickte mich der Sultan an, dann aber schrie er mit vor Zorn bebender Stimme:

„Hast du vergessen, daß du mein Sklave bist, ich dich insolge dessen nach Belieben töten kann?“

„Ich bin nicht dein Sklave, da täuschest du dich. Als Sohn des Mondes habe ich mich freiwillig in deine Gewalt begeben, um zu sehen, ob du ein tüchtiger Herrscher bist und dein Volk gerecht zu regieren weißt.“

Meine Worte schienen nicht gänzlich ohne Eindruck zu sein, denn es war das erstemal in seinem Leben, daß jemand in dieser Weise mit ihm zu reden wagte. Einen

Augenblick herrschte Schweigen zwischen uns; dann begann er von neuem:

„Wächstest du frei werden?“

„Das werde ich sein, wann es mir beliebt. Als Sohn des Mondes steht es mir jederzeit frei, zu tun, was mir beliebt. Übrigens, was willst du denn eigentlich von mir?“

„Sage mir, bist du sehr reich und hast du große Macht und Ansehen bei deinen Untergebenen?“

Ich bejahte es.

„Also würden die Weißen, wenn sie etwas von deiner Gefangenschaft wüßten, jegliches Opfer bringen, um dir die Freiheit wieder zurückzugeben?“

„Ohne Zweifel.“

„Gut, ich werde einen Boten nach Novobedondo senden, der bei deinen Leuten ungefähr in zehn Tagen eintreffen wird, um ihnen von deiner Lage zu berichten?“

„Und was verlangst du für meine Freilassung, Geld oder Perlen oder sonstige Tauschartikel?“

„Rein, nichts von alledem! Höre! Ich, der Sultan Rabuna, besaß einen Sohn, der ganz und gar mir ähnlich war. Den sandte ich nun vor etlichen Tagen mit einer Handvoll meiner Leute aus, um ein benachbartes Dorf zu plündern und deren Bewohner zu Sklaven zu machen. Und nun staune! Dieses Dorf hatte sich mit den Weißen verbunden und so geschah es, daß die Ansrigen von feindlichen Kugeln empfangen und insolge dessen einige getötet wurden, während andere, darunter auch mein Sohn, in die Gefangenschaft wanderten. — Was meinst du nun, was mit meinem Sohne geschehen wird?“

„Da fragst du mich zu viel. — Nach der Anschauung von uns Weißen sind alle Menschen Brüder untereinander, und des-

halb verdammen wir die Sklavenjagd als eines der am meisten zu verabscheuenden Verbrechen und bestrafen es auch dementsprechend, und zwar durch harte Gefangenschaft oder unter Umständen auch mit dem Tode.“

„Willst du vielleicht damit andeuten, daß mein Sohn möglicherweise getötet wurde von den Weißen?“ erwiderte gereizt der Sultan.

„Nein, im Gegenteil, ich wünsche es nicht.“

„Es wäre zu deinem Schaden: denn wisse, sollte er schon getötet worden sein, so würdest du unter den ausgeputztesten Marktern zu Tode gepeinigt werden. Und nun höre meinen Vorschlag: Ich werde den Weißen deine Freilassung anbieten, wenn sie auch meinem Sohne die Freiheit gewähren.“

„Was aber geschieht dann mit meinen Gefährten?“

„Diese bleiben meine Sklaven.“

„Auf diesen Vorschlag werden die Weißen aber gewiß nicht eingehen, denn, da dein Sohn ein äußerst gefährlicher Gefangener ist, werden sie für seine Rückgabe die Freilassung von uns allen fordern.“

Doch Rabuma beharrte auf seinem Entschluß, nur mich allein gegen seinen Sohn umtauschen zu wollen; dann fügte er hinzu:

„Du wirst mir ein Zeichen geben, woran die Weißen zu erkennen vermögen, daß du dich bei uns befindest.“

„Gut, ich werde ihnen einige Zeilen schreiben. Gib mir deswegen das Notizbüchlein wieder zurück, das mir abgenommen worden ist.“

„Gut, das sollst du haben.“

„Sodann löse mir auch die Fesseln von den Händen; denn, wenn ich schreiben soll, muß ich dieselben frei haben.“

„Das wird nie geschehen!“

„Dann brauche ich auch das Büchlein nicht; denn ich kann ja nicht schreiben, wenn ich die Hände nicht frei habe.“

„Gut, es sollen dir die Bande an den Händen gelöst werden. Aber wisse, beim leisesten Verdacht eines Fluchtversuches werden sich die vergifteten Pfeile meiner Leute in dein Fleisch bohren und so deinem Leben ein frühes Ende bereiten. Jetzt aber, kehre in deine Hütte zurück, da wir heute noch den über euch errungenen Sieg feiern müssen.“

XII. Eine romantische Flucht.

Nachdem ich wieder zu meinen Gefährten zurückgekehrt war, berichtete ich ihnen von meinem Zwiegespräch mit dem Sultan. Noch während ich erzählte, erschollen aus nächster Nähe laute Rufe einzelner Neger, in die bald auch Weiberstimmen miteinfließen. Sie waren das Zeichen der beginnenden Siegesfeier. Es dauerte nicht lange und es herrschte ein derartiger Höllelärm, daß er mehr dem Brüllen wilder Tiere glich denn dem Schreien von menschlichen Stimmen. Unter das Brüllen und Lachen und Jubilieren der Menge, — die außerdem auch reichlich dem im allgemeinen ziemlich starken Negerbier zusprach, — mischte sich das wehmütige, schmerzliche Heulen und Jammern der zahlreichen Sklaven, die in der nahen großen Hütte untergebracht waren und infolge der Qualen des Hungers und der Striemen Unfähigkeit litten.

Nachdem ich alles berichtet hatte, was zwischen mir und Rabuma gesprochen worden war, fragte mich der Leutnant: „Werden Sie also schreiben?“

„Nein; ich habe vielmehr etwas anderes vor; hören Sie mal, lehnen Sie sich jetzt einmal mit Ihrem Rücken an den meinigen.“

Der Leutnant wollte etwas erwidern, doch ich bedeutete ihm, daß er einfach folgen sollte.

„Setzt pressen Sie Ihre beiden Handflächen fest gegeneinander und stehen Sie ganz ruhig.“

Ich habe früher erwähnt, daß man uns die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und zwar an den Pulsen und mit den Handflächen nach innen. Diese Art und Weise des Gebundenseins ist zwar schmerzlicher, als wenn die Hände kreuzweise übereinander gebunden sind, — und das hatten die Schwarzen offenbar beabsichtigt —, doch hat diese Art den großen Vorteil, daß sie eine Befreiung bedeutend erleichtert, da man die Finger beider Hände frei hat und somit seinem Mitgefangenen leicht die Knoten lösen kann.

Ich machte mich alsbald ans Werk; zwar sollte es mir nicht so leicht gelingen, als ich mir's vorgestellt hatte, aber mit ein wenig Geduld ging es schließlich doch. Ein Ausruf der Freude entschlüpfte den Lippen des Leutnants, so daß ich ihm sofort einen Stoß geben mußte, doch vernünftig zu sein und nicht alles durch sein Geschrei zu verderben. Er rieb mit aller Kraft seine Arme, um das Blut leichter zirkulieren zu machen, und löste dann auch mir, Monso und Daniel die Fesseln. Binnen einer halben Stunde waren wir alle vier unserer Bande ledig.

„Was aber jetzt?“ meinte der Leutnant.

„Vor allem heißt es jetzt einmal warten, bis sich das Schreien und Lärmen gelegt haben wird und die Schwarzen schlafen. Ist allenthalben Ruhe eingetreten, so werde ich allein hinausgehen, um zu sehen, ob es keine Gelegenheit zur Flucht gibt.“

„Sollen wir denn da bleiben?“

„Einstweilen wohl, und verhalten Sie sich ruhig, bis ich wieder da sein werde.“

„Aber warum denn? Wir könnten ja gleich alle mitkommen gehen.“

„Nein, das ist unmöglich; fürs erste muß ich trachten, uns unsere Waffen wieder zu holen, dann aber muß ich auch sehen, ob es nicht gelingt, die beiden Umzäunungen zu öffnen oder wenigstens ein Loch aus ihnen herauszuschneiden, durch das wir dann ins Freie gelangen können.“

„Dürfen wir Ihnen dabei nicht behilflich sein, damit es geschwinder geht?“

„Nein, lieber nicht; es muß alles in äußerster Stille besorgt werden, und das kann einer besser als viele. Habe ich die beiden Löcher fertig, so brechen wir gemeinsam auf. — Nur um eines bitte ich euch: daß ihr nämlich nichts, aber auch gar nichts unternimmt, bevor ich nicht zurückgekehrt bin, sondern mich geduldig abwartet. —

In einem einzigen Falle lasse ich euch volle Freiheit des Handelns, wenn nämlich während meiner Abwesenheit ein außergewöhnlicher Lärm sich erheben sollte. Dies wäre ein Zeichen, daß ich entdeckt bin; dann verlasset die Hütte und versucht zu fliehen.“

„Gewiß, wir werden unbedingt gehorchen; Sie können sich vollständig darauf verlassen,“ entgegnete namens aller der Leutnant.

Bislang hatte das Schreien der Schwarzen noch immer ungeschwächt angehalten; nur das Jammern der Sklaven war verstummt. Nach zirka einer Stunde begann indes auch das Jubilieren der jedenfalls schon ziemlich betrunkenen Menge allmählich nachzulassen, und nach einer neuen schwachen Stunde erstarb der Lärm vollständig. Ich wartete noch ein Viertelstündchen, dann machte ich mich auf, nicht aber, ohne vorher nochmals meinen Gefährten dringend ans Herz zu legen, unbedingt meine Rückkehr abzuwarten.

Ich warf mich auf den Boden, schob vorsichtig das Fell vor der Tür beiseite und

suchte den Hof zu überblicken. Ein undurchdringliches Dunkel lagerte über dem Dorf; ringsum herrschte tiefste Stille, alles schien zu schlafen. Gleichwohl ließ ich keine Vorsichtsmaßregel außeracht. Langsam nur und mit größter Behutsamkeit kroch ich am Boden dahin, wobei ich mich möglichst eng an die einzelnen Hütten anzuschmiegen suchte, um hinter denselben sofort ein Versteck zu haben. Nach ungefähr zehn Minuten hatte ich das Zelt erreicht, wo der Sultan unsere Waffen hinterlegt hatte. Sie war ähnlich der unserigen und gleich dieser ebenfalls nur mit einem Tierfell vor dem Eingang verschlossen. Die Neger kennen eben weder Schloß noch Riegel; Wertgegenstände besitzen sie nicht, und würde ihnen schon wirklich einmal etwas gestohlen, so würde man es bald wieder finden und der Dieb hätte eine äußerst empfindliche Strafe zu erwarten.

Ich lauschte nach allen Seiten hin: alles war ruhig. Auch in der Hütte schien sich kein lebendes Wesen zu befinden. Ich lüftete deshalb den Türvorhang ein wenig und schob mich vorsichtig hinein. Ich stand nun auf und tastete, da ich infolge der Finsternis nicht das geringste unterscheiden konnte, langsam und vorsichtig überall umher. Die unglaublichsten Gegenstände berührte ich dabei, Dinge, die mir sonst mein Lebtag nie unter die Augen gekommen wären: es war die reinste Kumpelkammer. Insbesondere fand ich eine ungewöhnlich große Zahl von Pfeilen und Lanzen vor, bei deren Befühlen ich doppelt vorsichtig sein mußte, um mich nicht an deren vergifteten Spitzen zu verletzen. Nach langem Umhertasten stieß ich endlich auch auf ein Gewehr, das ich bei näherem Betasten als das meinige erkannte, es war mein Hinterlader; daneben lagen — Welch ein Glück! — auch die anderen uns abgenommenen Waffen, das Repetiergewehr, die Pistolen,

die Revolver, ein Messer, der Beutel mit der Munition, sowie meine Geldtasche.

Mehr verlangte ich nicht. — Ich kümmerete mich nicht um die uns abgenommenen Konserven, nicht um unsere Kleidungsstücke, ich besaß wieder meine Waffen und das genügte mir. Was ich in meinen Taschen unterbringen konnte, verschwand darin, die beiden Gewehre warf ich mir über die Schultern, und mit der gleichen Vorsicht, mit der ich gekommen war, trat ich nun den Rückweg an.

Bei meinen Gefährten angekommen, löste meine Beute natürlich allgemeine Freude aus, die aber etwas gedämpft wurde durch die Mitteilung, daß sie abermals zuwarten müßten, da nunmehr erst die Hauptarbeit zu geschehen hätte. Ich ließ meine Waffen zurück, nahm nur ein Messer und einen Revolver mit mir und entfernte mich neuerdings.

Es galt jetzt vor allem, den Kaktuszaun, der die Residenz des Sultans von den anderen Dorfhütten trennte, zu öffnen. Mein guter Stern wollte es, daß ich die Tür traf, durch die der Sultan tags vorher zu uns herausgetreten war; sie war nicht schwer zu öffnen, und so gelangte ich mit Leichtigkeit in das Dorf. Der Hauptweg, der durch dasselbe direkt zum großen Eingangstor führte, war vollständig verlassen, kein lebendes Wesen war zu bemerken, und so konnte ich mit ziemlicher Schnelligkeit die Strecke zurücklegen.

Beim Tor angelangt, merkte ich bald, daß ein Öffnen desselben nicht so leichtem Hand möglich sein würde, und ich gelangte, je länger ich mich abmühte, desto mehr zur Überzeugung, daß jeder diesbezügliche Versuch mißlingen würde. Schwere Holzketten schlossen es und eine Anzahl gewaltiger Balken bildete überdies noch eine Art Barrikade vor demselben. Es blieb somit nichts anderes übrig, als mit Hilfe des Messers

ein Loch aus der dichten Kaktushecke herauszuschneiden, woran ich mich denn auch alsbald machte.

Es war ein sehr hartes Stück Arbeit; einesteils mußte ich jedes Geräusch des ganz ausgedorrten Kaktus zu vermeiden trachten, um dadurch niemanden aus dem Schlafe zu wecken, andernteils verursachten mir die spitzen Dornen zahlreiche und schmerzliche Verwundungen. Es ging darum nur langsam voran. Ich mußte eine Öffnung machen von mindestens einem halben Meter Höhe und gegen 70 Zentimeter Breite, damit ein Mensch hindurch konnte. Ich arbeitete denn unverdrossen einige Stunden und als ich mit blutigen Händen das letzte Stück herausnahm, begann es im Osten allmählich grau zu werden. Rasch erhob ich mich vom Boden, um meine Kameraden zu holen, da vernahm ich aus nicht allzu weiter Entfernung ein starkes Geräusch, wie wenn ein schwerer Gegenstand auf die Erde gefallen wäre und eine Männerstimme rief erregt: „Caramba!“, ein Wort, das im Spanischen den Ärger zum Ausdruck bringt. Es war die Stimme Daniels.

„Himmel, sollte er und mit ihm vielleicht auch die anderen nicht Wort gehalten haben! Sollte ihnen die Zeit des Wartens zu lange vorgekommen sein!“ Auf den lauten Schrei hin waren sofort einige Neger aus dem Schlafe aufgefahren und durch das hastige Laufen, das sie draußen hörten, waren sie natürlich sofort zur Überzeugung gekommen, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Sie stürzten alsogleich heraus aus ihren Hütten, und nun sahen sie, daß sich die Gefangenen im Besitze ihrer Waffen befanden und geflohen waren. Wir waren somit entdeckt. Ein Glück für uns, daß das Loch in der Umzäunung vollendet gewesen!

„He! Da her, auf mich zu!“ schrie ich meinen drei Gefährten entgegen; denn ich

sah sie bereits den Hauptweg entlang auf das Tor zuweilen. Sie waren jedoch nicht allein, schon folgten ihnen eine ziemliche Anzahl Neger hart auf dem Fuße, die durch ihr Rufen: „Die Gefangenen sind entflohen! Die Gefangenen sind entflohen!“ immer mehr Neger auf unsere Flucht aufmerksam machten und nach sich zogen.

„Geschwind! Geschwind! Rasch durch dieses Loch da hindurch!“ schrie ich dem Daniel zu, der als Erster bei mir anlangte. „Schnell! schnell!“, aber nur mit knapper Not zwängte er sich hindurch; eiligst folgten ihm der Leutnant und Alonso. Aber da waren auch schon die ersten Schwarzen in beängstigende Nähe gekommen; es war mir augenblicklich unmöglich, einen Fluchtversuch durch das Loch zu wagen, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, dabei durch einen Speerwurf getroffen zu werden; und doch durfte ich nicht lange zögern, da der große Haufe den paar ersten auch schon hart folgte. Ich mußte darum, so ungern ich auch Menschenblut vergoß, notgedrungen von dem Revolver Gebrauch machen, doch zielte ich nur auf die Beine des mir schon am nächsten Befindlichen und drückte los. Mit einem lauten Schrei des Schmerzes stürzte er zu Boden. Sein Fall brachte etwas Verwirrung unter seine Hintermänner, welche ein weiterer zweiter und dritter Schuß noch mehr vergrößerte, ein Umstand, den ich benützte. Mit Blitzesschnelle werfe ich mich zu Boden und schiebe mich, so gut oder so schlecht es ging, durch die Öffnung, ohne auf die zahlreichen Wunden zu achten, die ich mir dabei an der Kaktushecke zuzog. — Ich war frei! — Dem Himmel sei gedankt!

XIII. Die Höllemaschine.

Ich befinde mich bei meinen Gefährten.

„Vorwärts, fliehen wir, so rasch uns nur die Beine tragen!“ rufe ich ihnen zu. Ich

nehme dem Leutnant mein Repetiergewehr ab, und nun ging's dahin in der Richtung gegen Süden. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick nach rückwärts und konnte so feststellen, daß fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Dorfes hinter uns her war. Ihr Geschrei und Gebrüll verlieh unseren Füßen Flügel. Während unseres Dahinjagens lud ich mir von neuem meinen Revolver, um ihn im Falle der Not sofort zur Hand zu haben.

Meine Kameraden hielten eine geraume Zeit hindurch gleichen Schritt mit mir, aber allgemach begann Alonso, noch mehr aber der Leutnant nachzulassen; es war leicht erklärlich: müde vom Marsche des vorhergehenden Tages, seit mehr denn 24 Stunden ohne Schlaf und ohne Nahrung, war es kein Wunder, wenn unsere Kräfte langsam zu schwinden begannen.

Anfangs waren wir stumm und lautlos dahingeeilt, beschäftigten doch einen jeden sehr ernste Gedanken. Schließlich aber brach der Leutnant, schon ziemlich erschöpft, das Schweigen:

„Wie lang wird denn dieses Rennen noch dauern? Ich halte es nicht mehr aus!“

„Ich fürchte, bis in die Nacht hinein.“

Einen Ausruf schmerzlicher Enttäuschung lösten meine Worte bei meinen Gefährten aus.

„Den ganzen Tag? Das ist unmöglich! Hätte ich das gewußt, daß Ihr Rettungsplan so ungeheure Anforderungen an uns stellen würde, so hätte ich Ihnen nie und nimmer meine Einwilligung zur Flucht gegeben,“ warf der Leutnant vorwurfsvoll ein.

Auf solch eine Rede war ich nicht gefaßt; zwar bin ich nicht ein Mann, der für jede Gefälligkeit gleich eine Anerkennung verlangt; aber immer nur Undank und Unerkennlichkeit zu ernten für alle seine gutgemeinten Absichten, das tat mir gleich-

wohl sehr weh und bewies mir, von welcher niederer Denkart meine Leute waren. Ich schwieg deshalb nicht, sondern entgegnete in einem etwas scharfen Tone:

„Leutnant, wollen Sie mir einen Vorwurf machen? Tragen nicht vielmehr Sie selbst mit Ihren Kameraden die Schuld an unserer jetzigen peinlichen Lage? Hätten Sie Ihr Wort gehalten und hübsch gewartet, so wären wir jetzt in Sicherheit; wir würden uns tagsüber in einem sicheren Verstecke verbergen und ausruhen können, um dann zur Nachtzeit unsere Flucht fortzusetzen. So aber haben Sie sich selbst diese Suppe eingebrockt, darum müssen Sie dieselbe auch aessen!“

Der Leutnant schwieg, er mußte mir ins Herzen rechtgeben. . . So ging's denn wieder im ununterbrochenen Laufen dahin. Immer heftiger wurde das Schreien der hinter uns daherjagenden Menge und verriet mir damit, daß der Abstand zwischen uns und unseren Verfolgern sich immer mehr verringerte. Mehr als einmal wandte ich mich um und jedesmal mußte ich zu meinem nicht geringen Schrecken die Wahrnehmung machen, daß die Verfolger uns immer näher kamen; ja die allernächsten waren gar nur noch ungefähr zweihundert Schritte von uns weg. Es konnte somit nur noch kurze Zeit dauern und sie mußten uns mit ihren Pfeilen erreichen können. Das aber hatten wir um jeden Preis zu verhindern. Deshalb bedeutete ich dem Leutnant, sein Gewehr schußbereit zu halten. Während die beiden Matrosen rastlos vorwärts eilten, hielten wir beide im Laufen inne und nahmen uns die Allernächsten aufs Korn. Der meinige, ins rechte Bein getroffen, drehte sich einmal um seine Achse, worauf er zu Boden stürzte. Auch der Leutnant hatte einen kampfunfähig gemacht. Ich schoß noch viermal und jedesmal sank einer zu Boden,

wenn auch nicht zu Tode getroffen, denn dies lag nicht in meiner Absicht. Als die Schwarzen sahen, daß unsere Gewehre selbst auf eine so große Entfernung hin noch trafen, wurden sie stutzig und hielten inne, ja sie zogen sich sogar unter fürchterlichem Wutgeschrei etwas zurück. — Diesen Augenblick benützten wir, und wieder ging es in rasendem Laufe dahin, unseren Gefährten nach. Im Laufen lud ich mein Gewehr aufs neue, was auch der Leutnant tat. — So rannten wir denn den ganzen Vormittag dahin auf der weiten Ebene, die auf einer Seite von einer mächtig hohen Hügelkette begrenzt war. Diese wollten wir erreichen; vielleicht, daß uns dort eher Rettung winkte. Aber unsere Hoffnung, glücklich bis dahin zu gelangen, schwand immer mehr; denn wir merkten, wie unsere Kräfte schon ganz erheblich abließen. Zwar schossen wir noch das eine- und anderemal auf unsere Verfolger und streckten so gegen zwanzig von ihnen zu Boden, aber schließlich hielten sie sich in einer solchen Entfernung, daß sie unseren Kugeln nicht mehr erreichbar waren. Gleichwohl setzten sie ihre Verfolgung fort, weswegen wir annahmen, daß sie es auf unsere schließliche Ermüdung abgesehen hätten, um uns dann durch Umzingelung in ihre Gewalt zu bekommen. Wir boten deshalb alles auf und setzten unsere letzten Kräfte ein, um die Hügelkette zu erreichen. Warum wir gerade so sehr auf dieses Ziel lossteuerten, wußten wir jedoch selber nicht; nachher erst erkannten wir, daß Gott unsere Schritte gelenkt hatte, denn dort winkte uns Rettung, Erlösung! —

Es war so um die Mittagstunde, da erreichten wir die ersten Ausläufer des Höhenzuges. Wir bogen, so gut oder so schlecht uns unsere Füße noch zu tragen vermochten, in das vor uns sich öffnende Haupttal ein, um aber schon bald den Weg

in ein Seitental einzuschlagen. Da aber machten wir eine Wahrnehmung, die uns allen trotz unserer gänzlichen Abmattung ein freudiges, jubelndes Hurra! entlockte. Im Seitentale wiegte sich etliche hundert Schritte von dessen Einmündung in das Haupttal entfernt, unser Luftballon in sehr geringer Höhe sanft in den Lüften.

„Der Ballon! Der Ballon!“ schrie ganz erregt vor übermäßiger Freude der Leutnant.

Wie neugeboren stürmten wir auf den Ballon los, hin und wieder einige Schüsse aus unseren Flinten abgebend, um die Aufmerksamkeit der Lustschiffer auf uns zu lenken; denn wir waren überzeugt, hier Hilfe zu finden.

Auch die Neger waren in das Tal eingebogen, immer hart hinter uns her, und nicht lange dauerte es, da hörten wir sie auch schon schreien: „Der Mond! Der Mond!“ Ich hielt einen Augenblick im Laufen inne und blickte mich nach ihnen um und wurde so Zeuge eines äußerst komischen Schauspielers. Die Helden hatten den Ballon sofort für den Mond angesehen, der auf die Suche nach uns, seinen Söhnen, ausgegangen war, und darum warfen sie sich aus Furcht vor der Rache des gewaltigen Gestirnes mit dem Gesicht zur Erde nieder.

So näherten wir uns der kleinen Anhöhe, auf der der Ballon verankert war, bis auf hundert Schritte, als drei Männer vom Hügel herab uns entgegenkamen. Der eine von ihnen war schlank und hoch gewachsen und vollständig grau gekleidet, angefangen vom Zylinder, der ihn zierte, bis hinunter zu seinen Segeltuchschuhen. Er trug ein gewaltiges Fernrohr unter dem linken Arme. Der andere war sein vollständiges Gegenstück. Nicht nur, daß er sehr klein war, erfreute er sich auch noch einer ganz außerordentlichen Wohlbeleibt-

heit. Auch er war grau gekleidet, wozu sein rotes Vollmondgesicht und seine weißen Hemdärmel äußerst wenig paßten. Der dritte dieses Aleeblattes war von mittlerer Größe, aber zaundürr und mit einer ungemein schmalen, dafür aber desto längeren und stark gekrümmten Adlernase; er war in tiefstem Schwarz gekleidet, nur die Weste, die Krawatte und die Handschuhe erstrahlten in blendendem Weiß. Er wäre hoffähig gewesen auch für die vornehmsten Kreise. Auch er hatte ein Fernrohr bei sich.

Die drei sonderbaren Gestalten erregten wirklich meine Heiterkeit, und auch die anderen konnten eine schelmische Bemerkung nicht unterdrücken. Mittlerweile waren wir zusammengekommen.

„Die Schiffbrüchigen der „Visboa“,“ sagte ich auf Englisch.

„So habe ich also doch recht gehabt,“ meinte der lange Graue mit einem triumphierenden Lächeln dem Dicken gegenüber, worauf dieser dann die Vorstellung der Luftsegler übernahm: „Es gereicht mir zu großer Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin James Abney, Präsident der American Association for the Advancement of Science von Newyork. Der Herr ist mein Vizepräsident, Herr Grey, und dieser Herr (auf den Schwarzen deutend) ist unser Sekretär, Mister Rooney; wir sind auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise begriffen.“

„Wie? Wäre es möglich? Dann habe ich vielleicht die Ehre, jene Herren vor mir zu sehen, von denen ich zu San Paolo di Loanda im „Standard“ las; ich glaube, Zweck dieser Unternehmung ist, soweit mir erinnerlich ist, das Studium einer Sonnenfinsternis, die im Monate Dezember im südlichen Afrika ungemein schön sichtbar sein soll.“

„Gewiß, sehr richtig. Am 22. Dezember, also in zehn Tagen, wird sie stattfinden, und ich hoffe, mir durch meine genauen Studien den ausgesetzten Preis zu erringen . . . Doch davon später; denn Sie alle sind nach der bestandenen Hetzjagd wohl dringend der Ruhe und Stärkung bedürftig; darum vorerst einmal dem Leibe zu seinem Rechte verhelfen! Folgen Sie uns auf den Hügel!“

Die drei Amerikaner nahmen uns in ihre Mitte und führten uns zu ihrer Behausung. Von den zahlreichen Negern schienen sie gar keine Notiz zu nehmen; ich machte sie darum auf die uns von ihnen drohende Gefahr aufmerksam, doch Grey versicherte mir: „Überlassen Sie diese Gelegenheit ruhig uns. Wir sind vor ihnen vollständig sicher.“ Er sagte mir das zwar im Tone vollster Überzeugung, aber gleichwohl wandte ich mich doch noch mehr als einmal besorgt um, ob sie wohl nicht kämen; denn ihre Anzahl stand doch in so gar keinem Verhältnis zu uns sieben Männern.

Mittlerweile erreichten wir die Behausung unserer Freunde, zwei ziemlich ausgedehnte Zelte, wovon das eine zur Wohnung diente, während in dem anderen die verschiedenen Meßinstrumente aufgestellt waren.

„So, vor allem anderen bitte ich, sich zu bedienen,“ lud uns Abney ein, indem er uns an den mit Früchten, Wein und Brot gut besetzten Tisch führte. — Meine Gefährten ließen sich nicht lange bitten, sondern griffen hurtig zu, während ich mich mit einem Glas Wein begnügte. Der Gedanke an die schwarze Gefahr ließ mir keine Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)



Nachrichten des Th. M. V. Ö. (Theologen- Missions-Verband Österreichs).



Unsere Ziele und Aufgaben für die Zukunft.

(Vom Vorort).

Nachdem dank der Bemühungen der bisherigen Vororte die Arbeiten zur Bildung eines österr. Theologen-Missionsverbandes zu einem gewissen Abschluß gebracht worden sind, ergeben sich sofort wieder neue Fragen über die Weiterentwicklung und die weiteren Aufgaben unseres Missionsverbandes. Denn die Theologenmissionsbewegung ist noch ganz jung und muß sich noch nach vielen Seiten hin weiterentwickeln. Darum sollen hier vorläufig einige der wichtigsten Fragen folgen, welche in der nächsten Zeit voraussichtlich zur Sprache kommen werden. Der Zweck dieser Zeilen soll es nur sein, einen orientierenden Überblick zu geben und die werten Vereine zu diesbezüglichen Vorschlägen anzuregen. Die einzelnen Punkte werden dann im Laufe der Zeit in Verbindung mit den Vereinen besprochen und, wenn es die Umstände ratsam erscheinen lassen, auch in die Tat umgesetzt werden.

Wir können diese Fragen über die Arbeiten, die uns erwarten, in drei Hauptpunkte zusammenfassen, und zwar:

1. Die Hebung der einzelnen Vereine und Stärkung des ganzen Verbandes.
2. Die Anregung neuer Vereinsgründungen in unseren Seminarien.
3. Unsere Stellung zu den Akademikern unserer Universitäten.

Vor allem wird es in Zukunft unsere Aufgabe sein, die einzelnen Vereine zu heben und zur Blüte zu bringen. Das Mittel aber, durch welches wir dieses Ziel er-

reichen können, ist: Recht reger gegenseitiger Gedankenaustausch im „Stern der Regier“. Durch Mitteilung von Erfahrungen in der Vereinsleitung, von Einrichtungen, die sich im Vereine bewährt oder nicht bewährt haben, können die Vereine in kurzer Zeit viel voneinander lernen und manche Verbesserung einführen. Auch wenn es sich handelt, einen Zirkel oder eine Missionssektion in einen selbständigen Verein umzuwandeln, wird dieser gegenseitige Austausch von Erfahrungen und Einrichtungen die besten Dienste leisten. Wenn wir aber auf diese Weise die einzelnen Vereine zur Blüte gebracht haben, dann wird sich ganz von selbst auch der ganze Verband fester und inniger gestalten. Und um diesen wichtigen Arbeitspunkt in nicht allzu ferner Zeit in Angriff nehmen zu können, stellt der Vorort schon heute an die Vereine eine diesbezügliche Rundfrage und bittet um baldige Beantwortung derselben. (Siehe unten.)

Neben der inneren Festigung unseres Verbandes wird es ferner in Zukunft unsere Aufgabe sein, unseren Verband durch Anregung neuer Vereinsgründungen zu erweitern. Noch gibt es manche Seminarien, in die der Missionsgedanke noch nicht Eingang gefunden hat. Und doch, wie notwendig wäre es, daß in allen Diözesen wenigstens einige tüchtige Förderer der Missionsarbeit arbeiteten, um dem Missionsgedanken überall Eingang zu verschaffen. Bei diesem Punkte dürfen wir

nicht die nichtdeutschen Seminarier unserer Monarchie vergessen. Wenn Österreich in bezug auf Missionsunterstützung noch so weit zurück ist, so gilt das besonders von den nichtdeutschen Völkern unseres Vaterlandes, unter welchen vielfach äußerst wenig für die Missionen getan und von denselben gesprochen wird. Darum müssen wir in Zukunft unser Augenmerk auch auf die nichtdeutschen Seminarier richten und sie für die Interessen der Heidenmissionen zu gewinnen suchen; wie wir dann diese Sache angreifen müssen, um durchzudringen, das muß dann freilich noch sehr gut überlegt und besprochen werden.

Und schließlich wird uns, wie es auch in den Verbandsatzungen (§ 8) ausgesprochen ist, noch eine weitere Frage beschäftigen, nämlich die Frage über unsere Stellung zu unseren katholischen Akademikern. Wenn wir die so schöne Missionsbegeisterung betrachten, welche die deutschen Hochschulstudenten zu so vielen akademischen Missionsvereinen vereint, so fragen wir uns notwendig, ob es denn nicht möglich wäre, auch unsere Akademiker für den so edlen und idealen Gedanken der Missionshilfe zu gewinnen. Solche akademische Missionsvereine wären für unsere Universitäten eine Quelle des Idealismus und zu-

gleich ein Beweis dafür, daß sich unsere katholischen Hochschüler auch heute noch für alles Hohe und Edle zu begeistern wissen.

Wir sehen also, daß unsere Missionsbewegung sich noch nach vielen Seiten hin weiterentwickeln kann und daß wir, wenn wir wollen, für die Zukunft Arbeiten und Beschäftigung genug finden werden. Allerdings, Schwierigkeiten werden uns nicht erspart bleiben. Aber, wenn wir alle fest zusammenhalten und eifrig zusammenarbeiten, dann können wir hoffen, mit Gottes Hilfe alle Schwierigkeiten, die sich uns in den Weg stellen sollten, glücklich zu überbrücken. Legen wir sofort Hand ans Werk! Und wenn auch infolge der kriegerischen Verhältnisse viele Pläne jetzt noch undurchführbar sind, so wollen wir jetzt wenigstens die notwendigen V o r a r b e i t e n für die Zukunft leisten. Wenn wir jetzt die verschiedenen Fragen im „Stern“ gemeinsam besprechen, so wird es auf einem künftigen Theologen-Missionstag leicht sein, wirklich praktische, tiefgreifende Beschlüsse für die Folgezeit zu fassen. Wir haben damit tüchtig vorgearbeitet für die kommende Friedenszeit, um dann dem schwer geschädigten katholischen Missionswerk in seiner Entscheidungsstunde unserer hilfreichen Arm leihen zu können.

Rundfrage.

Zur gegenseitigen Förderung und Hebung unserer Vereine stellt der Vorort eine Rundfrage auf, welche lautet: Wie arbeiten unsere Missionsvereine? Der Vorort stellt an die Leitungen der Missionsvereine, Zirkel und Sektionen das Ersuchen, diese Rundfrage recht bald und erschöpfend beantworten zu wollen und die Antwort an den Vorort zu senden. Man möge in ganz einfacher Form etwa folgende Punkte ausführen: Die Anteil-

nahme der Allgemeinheit an der Missionsarbeit. (Mitgliederzahl. Besuch der Versammlungen usw.) Werden Mitgliederbeiträge verlangt und wie werden die Gaben verteilt? Wie setzt sich die Vereinsleitung zusammen? Wie oft und wo finden die Versammlungen statt? (Dauer der Versammlungen und Verlauf derselben). Besteht eine Missionsbibliothek? Steht sie den Mitgliedern zur Benützung frei? Wird in der Behandlung der Missionsthema eine

festen Reihenfolge eingehalten? Wurde praktisch für die Missionen gearbeitet? (Vorträge in Vereinen, Missionsveranstaltungen). Sonstige Mitteilungen von Einrichtungen und Erfahrungen.

Aus den Antwortschreiben wird dann der Vorort dasjenige, was für die Allgemeinheit passend und nützlich ist, herausnehmen und zusammenstellen und dann im „Stern“ veröffentlichen.

Neue Missionschriften.

Neu d. Missionsblätter, Jahrgang 1916, Heft 1: Das vor kurzem erschienene erste Heft des 4. Jahrganges enthält eine äußerst gediegene Auslese praktischer und orientierender Missionsartikel und Vereinsberichte. Besonders ausführlich ist diesmal der Bericht über das Wirken des österr. Missionsverbandes und der Theologen-Missionsvereine. Wir

machen die Vereine und die einzelnen Herren Miummen auf das neuerchienene Heft aufmerksam und empfehlen es allen zu recht eifriger Abnahme.

* Unter dieser Rubrik gedenkt der Vorort der Österr. Theologenmissionsvereine im Priesterseminar in Brigen (Südtirol) in Zukunft neu einlangende Missionschriften zu besprechen.

Briefkasten.

Geschäftsordnung: Da infolge der Ferien der Verkehr mit den Vereinen in eine gewisse Störfung geraten ist, wurde der Termin zur Aussprache, betreffend den „Entwurf einer Ge-

schäftsordnung“, auf 20. Oktober verschoben. Nach diesem Zeitpunkt wird die Geschäftsordnung auf Grund der eingelaufenen Berichtigungen und Anregungen festgelegt werden.



Inhaltsverzeichnis:

Der Abendrotenkranz 217. — Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi 220. — Wie ich ein Christ geworden bin 224. — Wie die Wahehe die Unschuld achten 226. — Der höchste Gipfel der Tugend 227. — Etwas über die Krokodile in Afrika 227. — Die Söhne des Mondes 230. — Nachrichten des Th. M. B. D. 233.
Abbildungen: Die Mutter Gottes als Rosenkranzkönigin 219. — Jagd auf Krokodile 229.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine eifrige Förderin des Stern empfiehlt sich recht angelegentlich dem Gebete aller Stern-Leser in einem schweren Anliegen. — Desgleichen bittet ein Gönner unserer Mission recht inständig um das Gebet für seine Schwester.

Dem Memento werden empfohlen: Deggen-
dorf, Herr Jakob Weber; Wien, Herr Josef For-
manek.

Sabenverzeichnis (bis 6. Juli 1916).

In Kronen.

Opferstod: Arab, J. S. 80,—; Braunau J. W. 5,—; Bozen, L. W. 20,—; Brigen, Tert. Sch. 20,—; Ebensee, J. S. 10,—; Ettelried, Pfr. B. 34,50; Götting, J. A. 1,—; Kollmann, N. N. 60,—; Milland, P. 10,—; Mühlendorf, J. D. 100,—; Müntstereifel, Sr. C. 14,—; Plainfeld, R. A. 50,—; Ruch, C. S. 1,80; St. Kassian, Pfr. M. 5,—; Ung. 3,—; Salzburg, R. C. 4,—; P. Cl. Sod. 3,50; Taufers, Sr. A. L. 5,—; Tschars, Schulk. 7,—; Trient, B. J. 3,—; Weistrach, J. M. 20,—; Wien, O. P. 3,—.

Für hl. Messen: Afers, N. L. 6,—; Abtei, M. D. 50,—; Brigen, Ung. 4,—; N. N. 6,—; N. N. 2,50; N. N. 4,—; B. Sch. 2,—; Koop. J. 9; Ofen=Feist, A. B. 4,—; Cöln, S. C. 36,59; Datteln, R. W. 5,76; im Felde, J. D. 45,—; Hochkreischam, J. M. 32,14; Kibef, A. 186,—; Klepsau, J. S. 8,28; Klagenfurt, Dir. D. 67,84; Kesseling, L. Sch. 106,—; Milland, M. P. 20,—; N. N. 6,—; Müntstereifel, S. C. 151,90; Nieder-

heimbach, B. W. 28,57; Nifolsdorf, N. N. 34,—; Pfunders, M. W. 20,—; Red, M. W. 11,20; 8,28; Rüstorf, Th. J. 14,—; Radfersburg, J. A. 4,80; Schidlberg, J. S. 8,—; Schmöging, J. S. 20,—; Sailauf, Pfr. N. 20,70; Sternberg, Schw. 96,—; Trens, N. N. 2,—; Trient, B. J. 4,—; Teising, Ven. B. 512,67; Ungenach, C. L. 250,—; Untermoj, C. D. 12,—; Vahren, J. P. 8,—; Vornholz, B. v. N. 34,38; Weidental, Ung. 4,—; N. N. 4,—.

Zur Taufe von Heidentindern: Cöln, M. St. M. 29,40 (Josef Ferdinand); Hochkreischam, J. M. 28,— (Judas Thad.); Mellau, N. M. 30,— (Josef); Münzkirchen, Sch. Ob. 24,— (Maria); Rüstorf, Th. J. 20,— (Maria); Stroheim, P. L. S. 24,— (Johannes Ev.); Teising, B. B. 84,— (Jakob, Sebastian, Leonard); Toblach, S. B. 25,— (Anton v. P.).

Für Bischof Geher: Müntstereifel, S. Co. 14,—.
Für das Werk des Erlöbers: 58,—.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Die Prinzessin von Uganda. Schauspiel in fünf Akten von M. Th. Ledóchowska. 114 Seiten. Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität. Salzburg. Preis broschiert 3 K (Mk., Fr.) oder 50 amerif. Cts. — Mit glücklichem Griffe wählt die unermüdete Verfasserin, der wir schon mehrere von der Kritik und vom Publikum sehr beifällig aufgenommene Stücke verdanken, diesmal eine charakteristische Begebenheit aus der neuen Missionsgeschichte Ugandas und führt uns in einem packenden, dramatisch äußerst wirksamen Wille die Schwierigkeiten, aber auch die siegreiche Kraft des katholischen Missionsgedankens vor in seinem geistigen Kampfe mit der anglikanischen Mission. Die kräftig auftretende katholische Partei macht durch ihre lebensvolle Entwicklung den ersten

Regenten von Uganda (der Mitregent ist katholisch) um den weiteren Einfluß seiner (der anglikanischen) Partei ernstlich besorgt und er beschließt, vom Reverend Flower beraten, sie dadurch zu stärken, daß er die Prinzessin Ramuhanda dem fähigsten Katechisten Flowers zur Frau gibt. Aber der Plan schlägt fehl. Der Katechist meldet sich, durch Furchen und Gebet von der Unhaltbarkeit des Anglikanismus überzeugt, als Katechumene der katholischen Mission und auch die Prinzessin faßt denselben Entschluß. In diesen einfachen Rahmen baut nun die Verfasserin die eigentliche Handlung ein, die in immer steigender dramatischer Spannung ihren Abschluß findet in dem heroischen Willensakte der gegenwertigen freiwilligen Entfagung aus Liebe zu

Christus. Handlung und Gegenhandlung sind ein Meisterstück dramatischer und psychologischer Durcharbeit. Mit feinem Takte hat die Verfasserin alles zu vermeiden gewußt, was bei dem heißen Stoffe den Andersgläubigen berechtigten Anstoß hätte geben können, so daß das Stück auch in der Zeit des „Burgfriedens“ sich auf jede Bühne wagen kann. Die Aufführung ist schon auf bescheidenen Bühnen möglich, seine ganze Größe wird das Stück aber erst auf reichbesetzter, technisch gut ausgestatteter Bühne zur Entfaltung bringen können. Dr. Rud. Pfingstner.

Die Familienzeitschrift „Ave Maria“ (Preßverein Linz, jährlich 12 Hefte 2 K, nach Deutschland 2 Mark) bringt in den beiden letzten Hefen Junt und Juli wieder reichen, interessanten Stoff. Wir erwähnen den Artikel „Propheetenstimmen“ von Dr. Marianus, mit einer Anzahl von Propheetenzeichnungen über Strafgerichte Gottes, die reich illustrierte Schilderung der kunsthistorischen interessanten Muttergotteskirche zu Deutsch-Altenburg, äußerst spannend ist die Schilderung eines Stierkampfes in der spanischen Reiseschilderung, der Humor findet in den Erlebnissen aus dem Schul- und Kinderleben sein Plätzchen, die Erinnerungen an Katharina Emmerich, die Erzählungen „Die Muttergottes mit dem blauen Mantel“, „Der Friedensengel“, „Barabbas“ sowie die stets sehr reichhaltige „Weltanschauung“ und hübsche Gedichte vervollständigen den Inhalt der mit 29 Illustrationen geschmückten Hefte.

Die illustrierte Frauenzeitschrift „Elisabeth-Blatt“ (Preßverein Linz, jährlich 12 Hefte 2 K, mit Post 2 K 24 h, nach Deutschland 2 Mark 2 Pfg., mit der Kinderbeilage „Kleines Ave-Maria“ 3 K, nach Deutschland 3 Mark), die auch im Kriege einen schweren Stand hat, ist gerade in dieser trüben Zeit ein vielbegehrter Tröster und Berater der Frauen in den verschiedenen häuslichen, wirtschaftlichen und familiären Angelegenheiten. Aus den Artikeln heben wir hervor: „Nicht raunzen und nörgeln“ von M. P., „Was können die Frauen für die gute Presse tun?“ „Für die trauernden Mütter, Gattinnen und Bräute“, „Soll man den Kindern Zeitungen zu lesen geben?“ „Etwas über die Bescheidenheit“. Treffliche Lehren geben die Erzählungen „Bei der Prozession“ von E. Düfer, „Muttertränen — Himmelssperlen“ von Viensberger, „Mutter und Sohn“ von Weber, „Habsburgs Töchter“ von Hermine Proschko behandelt die Töchter Ferdinands I., der Artikel über die begnadigten

Frauen erzählt die Wunder der Sprachengabe, mit größtem Interesse werden stets die Artikel vom ärztlichen Mitarbeiter Dr. Mayer gelesen, der in der Rubrik „Ärztliche Auskunftstelle“ ohne Kosten jedermann mit Rat und Tat zur Seite steht. Wie immer sind die Rubriken „Weltanschauung“, „Praktische Hausfrau“, „Mode- und Handarbeitsteil“ usw. überaus reichhaltig. Die Zeitschrift, die trotz ihrer Billigkeit soviel leistet, verdient die weiteste Verbreitung.

Das neueste Heft (Nr. 34) der „Allgemeinen Rundschau“, Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kaufen, München, Bezugspreis vierteljährlich Mk. 2.70, bringt aus der Feder des Reichstagsabgeordneten Hofrat Dr. Eugen Jaeger einen „Haben wir wirklich die Sentimentalität verloren?“ überschriebenen Artikel, der sich in kühl und nüchtern abwägendem Gedankengange mit dem Kampfe um die Kriegsziele und den Angriffen auf die Politik des Reichstanzlers beschäftigt und zu einem aus der Gesamtlage begründeten realpolitischen Ergebnis gelangt. Aktuelles Interesse beansprucht auch der Aufsatz von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart über „Die Schweiz und Deutschland“. Auf Grund von Beobachtungen aus nächster Nähe formt er sein Urteil über die durch die Gewaltmaßnahmen der Entente verursachte Spannung der deutsch-schweizerischen Handelsbeziehungen und gibt beachtenswerte Fingerzeige für die weitere Stellungnahme der deutschen Regierung, wirft nebenbei auch interessante Streiflichter auf die Wandlung der Stimmungen in der Schweiz gegenüber Deutschland. Die weiteren Beiträge runden den Inhalt des Heftes wieder zu einem den verschiedensten Bedürfnissen Rechnung tragenden, geistig anregenden Gesamtbild ab; sie behandeln: Budgetfragen und Budgetsorgen im bayerischen Landtag. II. Von Abg. Prälat Dr. v. Röhler, Dompropst. — Das Erstarken eines deutschen theosophischen Mystizismus. Von Beneditat Ludwig Heilmairer. — Soziale und caritative Frauenschule in Bayern. Von Marie Amelie Frein von Godin. — Das dritte Kriegsjahr. Wochenschau von Fritz Nienkemper. — Meine Frau Königin. Von Sophie Nebel von Fürthheim. — Das künstlerische Bedürfnis. Von F. Schröngamer-Heimdal. — Chronik der Kriegsereignisse. — Vom Büchertisch. — Bühnen- und Musikrundschaue. Von L. G. Oberlaender. — Finanz- und Handelsrundschaue. Von M. Weber.

Klöstern und Instituten

empfehlen wir für ihren Bedarf an

**Reis, Kaffee und
Hülsenfrüchten**

die Firma

Fol. Janaulckek, Wien III

:: Großmarkthalle ::